

2

Brigitte.

Von G. Stein.

(Nachdruck verboten.)

Ob sie wollte! Nun war das Häuschen nicht mehr leer. Das fröhliche Lachen des Kindes, das sich nun nicht mehr vor der „Abnung“ fürchtete — kein bißchen mehr! — füllte das ganze Haus, ja, das ganze Dorf war freundlicher und heller geworden, seit die „braune Ann“ das große Wort bei der Kinderschaar führte. Am zufriedensten aber war der Herr Lehrer. Wie das Mädel lernte, es war eine Pracht, und er mußte Veranlassung nehmen, seiner hohen Patronin, der Schloßfrau vorzustellen, wie jammerschade es sei, wenn das begabte Kind nach Verlauf der kurzen Schulzeit zu einem Bauer in Dienst sollte. Der Brigitte wurde wohl nichts anderes übrig bleiben, der Vater habe in den letzten Jahren nichts mehr geschickt für das Kind, wer weiß, vielleicht war er gar todt. Die Schloßfrau sah die braune Ann. Das Kind that es ihr an, wie jedermann. „Nein,“ entschied sie, „das dürste man nicht zulassen, daß dies Kind auf dem Dorfe versauere und verbanere, da müsse man mit der Großmutter ein ernstes Wortlein reden, und an Geldunterstützung und so weiter solle es nicht fehlen.“ Sie begeisterte sich förmlich für den Plan, und wußte es der alten Brigitte so eindringlich klar zu machen, ein wie großes Unrecht sie begehe, wenn sie dem Glück ihrer Enkelin im Weg stehen wolle, daß sich die arme Alte ganz lieblos vorkam, weil sie sich so garnicht des Glückes freuen konnte, das ihrem Liebling zu theil werden sollte. Es zog sich etwas in ihr zusammen bei dem Gedanken, daß sie nun die einzige Freude ihres Alters hergeben sollte. Sie sah es wohl ein, sie mußte, und doch —

Ann' war in der Stadt. In der Ferne, wo sie auf der Handelsakademie die Kaufmannschaft erlernen sollte. Ihre Briefe athmeten Glückseligkeit, und ihre Zeugnisse waren gut. Der Herr Lehrer, der selbst ganz stolz war auf die Erfolge, die er vorausgesagt, mußte sie der alten Brigitte vorlesen, die sie nachher für sich allein einmal uns andere mühsam nachbuchstabierte und sie dann zwischen den Blättern des Gesangbuches aufbewahrte. Auch sonst hatte es die Ann' gut; die Frau Baronin hatte sie bei ordentlichen Leuten untergebracht, und als sie in ihrer einfach-zierlichen Kleidung ein, zweimal zu den Ferien heimkam, war das ganze Dorf voll von ihr, und jedermann pries ihr Glück und die Herzengüte der Schloßfrau. Dann hatte sie ihr Examen gemacht und gleich eine Anstellung gefunden. Das war gut, gut in doppeltem Sinn. Die Frau Baronin war nach kurzem Krankenlager hochbetagt gestorben, da hörten die Zuwendungen von ihrer Seite auf. Ein Glück, daß Ann' gleich die Stellung gefunden hatte. Vierzig Mark Gehalt im Monat — Brigitte meinte, das sei eine Summe, die könnte man garnicht kleinriegen.

Nur daß die Briefe jetzt seltener wurden. Kein Wunder, das Kind hatte jetzt viel mehr zu thun, bis abends zehn Uhr manchmal, wo sollte da die Zeit zum Schreiben herkommen. Wie müde sie manchmal sein mochte, das arme Ding! Zuletzt blieben sie ganz aus. Zu Johanni hatte sie sich von dem Herrn Lehrer einen Brief schreiben lassen; aber auch darauf war keine Antwort gekommen. Nun hatten wir bald Martini. Brigitte wußte nicht ein noch aus. Nachts kam kein Schlaf in ihre Augen und bei Tag trieb die Unruhe sie um. Wenn ihre Ann' krank war, krank bei fremden Menschen!

Allein und verlassen! Und nun kam es über sie: sie mußte hin. Sie hatte ein paar Pfennige erspart. Auf den Winter, wenn es draußen nichts zu holen gab. Die mußten heran.

Beim Schein ihres Dellämpchens zählte Brigitte ihre Schätze. Ein Nickel- und Pfennigstück nach dem andern tauchte aus der Tiefe des Strumpfes auf; eine stattliche Anzahl, wer weiß — bei zehn Mark. Plötzlich war es der Alten, als ob sie aus dem Sturm, der das Häuschen umtobte, durch die Ritzen der Fenster fuhr und einen Regenschauer nach dem andern dagegen warf, eine Stimme ihren Namen rufen hörte. Sie horchte. Es blieb alles stumm. Nein, war sie schreckhaft geworden! Doch nein! Da kam es wieder — und nun, sie hatte sich nicht getäuscht, nun pochte es an die Thüre. Mit erschrockener Hast barg sie ihre Schätze wieder in dem Strumpf und erhob sich schwerfällig, um zu öffnen. Wer mochte da kommen? Sie hatte kaum die Hand

auf die Klinke gelegt, als ein mächtiger Windstoß die Thür weit aufriß und ihr einen Sprühregen ins Gesicht jagte. Sie konnte nicht gleich sehen. Und als sie dann sah — — Nein, es war nicht möglich! Auf der Schwelle stand ein junges Weib. Ein dürstiger Rock saß lose über einer abgetragenen Blouse. Um Kopf, Brust und Schulter war ein großes graues Tuch geschlagen, das sorglich irgend ein Bündel oder Packet zu bedecken schien. Klatschnaß hing das Haar an den Schläfen nieder, und in dem hohlen Gesicht standen zwei große erschrockene Kinderaugen von dunkelbrauner Farbe. „Ann!“ Brigitte sagte es mehr mit den Augen wie mit den Lippen; und nun machte die Fremde einige Schritte entgegen, und in herzerreißenden Tönen schluchzte es aus: „Abnung, Abnung, verstoß mich nicht!“ Brigitte taumelte zurück. Das also war's! Das!

Die Knie zitterten unter ihr, es wurde ihr schwarz vor den Augen, und sie mußte sich festhalten. Doch nur einen Augenblick dauerte die Schwäche. Dann waukte sie zu Ann' hinüber und mit einer Zartheit, die man der Alten gar nicht zugetraut hätte, nahm sie der Enkelin das Kind ab und legte es auf ihr Bett. Dann holte sie die warmen Strümpfe und das Sonntagsgewand und bekleidete die Frostzitternde damit. Willenlos ließ Ann' alles mit sich geschehen. Und als sie sich dann in den Arm der Abne schmiegte wie in alten Zeiten, wenn am Sonntag die Glockentöne über die Ebene dahinzogen, da löste sich der Krampf in ihr, und schluchzend barg sie ihr Antlitz an der treuen Brust. Brigitte redete kein Wort. Lieblosend strich manchmal die rauhe Hand über Scheitel und Nacken der Weinenden. Meine Dirn, meine arme Dirn“ murmelten die zitternden Lippen. „Und in einer solchen Nacht, keinen Hund sollte man hinausjagen und sie schießt man durch Sturm und Wetter!“ Nach einer Weile richtete Ann' sie auf. „Nicht, Großmutter, darfst keinen schelten drum. Es ist ein Gesetz, daß sie da, wo ich war, einen nur zehn Tage nach der Zeit behalten, dann muß man sich eine andere Unterkunft suchen gehen. Ich hätte ja auch eine Stelle haben können, aber“ — ein Schauder lief über sie hin — „ich konnt' nicht, ich muß' heim, heim zu Dir. Und Großmutter, Abnung, nicht wahr, Du verstoßt mich nicht, morgen nicht — niemals!“

„Dumme Dirn!“ Und schwere Thränen tropften aus den alten Augen, die das Weinen so lange schon verlernt hatten über all dem Jammer, den sie schon gesehen. „Dumme Dirn!“

Das Delliicht war ausgelöscht. Man mußte sparen. Brigitte hatte Ann' auf ihr Lager gebettet, und es war wie Frieden über das Gesicht des armen jungen Weibes geflogen, als sie von dort aus zusah, wie Brigitte mit den alten ungeschickten Händen sich um das Kind mühte. Dann ruhten beide neben einander, Mutter und Kind, und wie ein Traum aus fernher Kinderzeit klang es an das Ohr der brannen Ann' von zitternden Lippen mit gar dünner, schwacher Stimme gesungen: „Eia popeia, was rappelt im Stroh, Käzchen ist todt und 's Mäuslein ist froh, eia popeia.“ Bald zog ein friedlicher Doppelathem durch den Raum, und am Bett saß Brigitte im Dunkeln und hielt die Wache. Dunkel außen und dunkel innen, so schreckhaft dunkel und öde in Kopf und Herzen. Nach einem Leben in Sorge und Arbeit, einem Leben der Zucht und Ehre, ein Ende in Schande. Schande durch sie, ihren Sonnenschein, den Trost ihres Alters! Und heimgekommen in solcher Nacht, durch Regen und Sturm. Keiner, der sie schützte, keiner, der ihr half. Es hätte wohl einen gegeben, aber Ann' hatte abgewehrt, wild und verzweifelt abgewehrt, nichts von ihm, kein Wort selbst von ihm, nicht einmal der Name war auf ihre Lippen gekommen. Kein Wort von dem, was dahinten lag, versunken, vergessen — — auf ewig! Was hatten sie ihr angethan, ihrem Liebling, der heute noch rein war, wie am ersten Tag, rein trotz der Schmach, die sie auf sie gewälzt hatten? Es rumorte in dem armen, alten Kopf, die Gedanken drehten sich im Kreise; in Herzen baute sich's auf wie eine Mauer von Liebe, die die Arme da schützen sollte vor aller Unbill und Rauheit der Welt, und die Lippen murmelten: „In solcher Nacht! Durch Wetter und Sturm, allein und verlassen!“

Am andern Tag siebete Ann', und als nach zwei Tagen

der Doktor ins Dorf kam, pakte ihm Brigitte auf. Der Arzt schüttelte den Kopf und machte ein ernstes Gesicht. Die Schwäche, der Gang durch die stürmische Regennacht, die Aufregung — Brigitte solle sich auf alles gefaßt machen. Der Doktor komme noch einmal nachsehen. Der Doktor war gegangen, und Brigitte hielt sich am Thürpfosten fest. In ihrem Innern söhnte es auf: „Nein, das durfte ihr Gott nicht thun — das nicht!“

Aber Ann' wurde schwächer Tag um Tag, sie weckte wie ein Pflänzlein, das man mit den Wurzeln ausgerissen hat, und an einem hellen Sonntag im November, als durch's offene Fenster die Glockentöne hereinzogen, und die Sonnenstrahlen das Haar der Ruhenden küßten, da flüsterten die bleichen Lippen ein leises: „Gute Nacht, Ahning, und habe mein Aennchen lieb!“ In dem Blicke, mit dem die braunen Augen die Großmutter und das Kleine umfaßten, lag eine Welt voll Dank und Liebe. Und dann schlossen sich die Augen zum ewigen Schlummer.

Als sie die Ann' zu Grabe trugen, da schlich Brigitte dahin, als werde sie sich nimmer aufrichten, und die Leute glaubten, ihr letztes Stündlein sei nicht mehr fern. — Dann aber, da gab sie sich gleichsam einen Kuck, so von innen, und als dann die Kleine heranwuchs und lüchlich heranwuchs, das mußte ihr der Neid lassen, da flog es manchmal wie ein Abglanz von Sonne über das verwitterte Gesicht. — — —
„Großmutter, Großmutter!“

Brigitte fuhr auf. Wahrhaftig, nun war sie doch eingeschlafen. Oder war ihr nur im Halbschlaf ihr ganzes Leben im Geist vorübergezogen? Die Sonne war hinunter, kaum daß noch ein rother Streif den westlichen Horizont säumte. Schon wuchsen die Schatten des Abends über die Ebene, die Tannen ragten schwarz und drohend in die graue Luft, und fröstelnd schmiegt sich die Blätter der Laubbäume an einander. Von der Dorfstraße her, eingehüllt in das Scheidelicht des sterbenden Tages, kam Annchen, ihr Annchen. „Ahning!“ rief es wieder, und als Brigitte sich aufrichtete, und das Kind sie sah, da flog es mit einem Jubelruf auf sie zu, ein zierliches Geschöpf, mit dunkeln leuchtenden Augen, ein Gewirr blonder Locken und Rosenwangen, und einen süßplaudernden Rindermund, der nun mit tausend Fragen auf Ahning einstürzte: Wo sie so lange geblieben sei, es werde ja schon dunkel, und der Buhemann mit den Feuerangen komme schon aus dem schwarzen Busch. Und es sei Besuch da, ein Onkel aus der Stadt. Sie habe sich zuerst so gefürchtet und wollte ihm garnicht die Hand geben, aber so was Schönes habe er ihr mitgebracht, eine Puppe mit wirklichen Augen, die sie aufmachen könne und zu, und so einen großen Chokolademann. Und so schöne Geschichten könne der erzählen, und nun sei er mitgekommen, Ahning suchen zu helfen.“

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Stürme des Frühlings brechet herein! Es ist das der Sehnsuchtsruf eines Dichters. Man glaubt, ihn aus dem Ringen der bewegten Zeit, deren Andenken wir immer näher rücken, überall hervorklingen zu hören. Bald sind die Märztage herangekommen. Es scheint, sie wollen uns diesmal mit mildem Frühlingsglanz erfreuen. Als die Berliner Erhebung begann, waren die Märztage ja auch ungewöhnlich warm und milde. Aber in den Seelen brauste es: Stürme des Frühlings, brechet herein!

Damals überwog der pathetische Grundton. Aber schon meldete sich bei allem Sturm und Drang der Satirzug, der neben den feierlichen Geschehnissen einherging. Die bewegliche rheinische Phantastie war immer leicht entzündbar. Im deutschen Rom, im heiligen Köln, war die Bürgerschaft nach den Pariser Februarereignissen in arger Aufregung; man räsonnierte, man warf mit drohnenden Worten um sich; jeder köll'sche Bürgermann fühlte gedoppelte Kraft in seinen Fäusten. Aber als die Nachricht eingetroffen war, ein Ouvrier, ein Arbeiter in der Blouse, sei Minister geworden, da war es mit den feierlichen Donner- und Verbrüderungsbreden vorbei. Die Pariser Nachrichten von der Wahl des Arbeiters Albert in die Regierung wirkte wie ein Sturzbad auf einen Theil jener kölnischen Bürger, die sonst so mannhaft sich die Frühlingsstürme um ihre erhitzten Köpfe schlagen lassen wollten. Es war, wie wenn ein dumpfer Druck sich auf die bürgerlich-behäßige Klasse gesenkt hätte; wie wenn eine trübe Ahnung diese Leute zum ersten Male beschlichen hätte: das Proletariat pocht an. Und aus den treischenden Bürgern von Köln wurden an diesem Tage schweigende Leute.

Um dieselbe Zeit war es, daß im Osten unserer Welt zum ersten Male die russo-slawische Erbfeindlichkeit sich auf die Waffe wagte. Damals war Paris für diese russische Welt ein Schauplatz, der Ver-

achtung werth. Die jüngsten Lieutenants sprachen von einer „Promenade“ nach Paris; die Redensart vom verkauften Westen war zur Straßenweisheit geworden, wie sie in der heutigen erklüft-russischen Bewegung Prinzip und Glaubenssatz geworden ist. Das Frühlingsdämmern einer neuen Zeit erschien den Voll- und Nationalrussen wie ein Zeichen der Vernichtung. Die russischen Offiziere sollten ihre hohen Stiefel schmieren und sich marschbereit halten, um dem faulen Westen den Rest zu geben. In Iwan Turgenjew's scharfer Schilderung „Dunst“ findet sich eine charakteristische Probe dieser Stimmung. Der Raifonneur, der zugleich die Ansichten des europa-freundlichen Dichters wiedergibt, spricht von seinen russischen Landsleuten: „Sobald zehn Engländer zusammen kommen, fangen sie an, vom unterirdischen Telegraphen zu reden, von der besten Methode, Mattenselle zu geben, — das heißt von etwas Bestimmtem, Nützlichem. Kommen zehn Deutsche zusammen, so erscheint natürlich sofort die Einigung Deutschlands auf der Bildfläche. Sitzen aber zehn Russen irgendwo zusammen, augenblicklich taucht unter ihnen die Frage von der Bedeutung und der Zukunft Rußlands auf — in so allgemeinen Zügen, als handelte es sich um die Eier der Leba. Und natürlich können sie diese Frage nie berühren, ohne sofort dem verkauften Westen einen Fußtritt zu geben.“

Die hohen Stiefel der russischen Offiziere wurden nicht geschmiert. Nicht zur Promenade ging's gegen Paris; wir haben in den letzten Jahren das Schauspiel erlebt, daß die russischen Offiziere von den Damen der Pariser Gesellschaft umschwärmt wurden, dieselben russischen Offiziere, die unter dem starren Herrensystem aufwuchsen und erzogen wurden, die heimathlich-heilige Kraft des Mütterchens Rußland gegen die giftigen Einflüsse des siechen Westens zu wahren.

Am derselben Gesellschaft willen vielleicht war man genöthigt, den Solaprozess zu dem Ende zu bringen, zu dem er gelangt ist. Das war ein Satirspiel und keine Tragödie trotz aller langathmigen, pathetisch-geschwellten Deklamationen in unserer Presse. Paris ist nicht vor Scham in die Erde gesunken, und Frankreich's Genie ist nicht erstarrt, trotzdem Zola zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt wurde. Uebrigens werden politische Häftlinge in Paris so ganz anders behandelt, als bei uns, daß wir Zeitungsschreiber alle schon aus diesem einem Grunde uns hüten sollten, vernichtende Jeremiaden über das wilde Land Frankreich zu veröffentlichen. Warum sollten wir die Dinge tragischer nehmen und sie übertriebener ausmalen, als die davon Betroffenen selber?

Ein Theil des Satirspiels ist vorläufig zu Ende. Die Soldaten haben die Hacken zusammengeschlagen und mit den Säbeln geraffelt. Die Regierung und die Justiz haben die Autorität geschützt, die Autorität um jeden Preis. (Wie oft ist dies auch anderswo gesehen!) Und der überwiegende Theil der Bourgeoisie Frankreich's war damit einverstanden, wenn's nun einmal die Staatsraison so will, und wenn das Militär, der Hort wider den inneren und äußeren Feind, geschont werden sollte. Viele haben ein übriges gethan und haben die Straßen bevölkert und unnützen Kadaver verübt. Wenn man von allen Straßendemonstrationen erregbarer Großstadtbewölkerung auf das innere Wesen eines Volkes schließen wollte, wo läme man da hin? Man konnte wahrhaft grauenvolle Schilderungen in der abgelaufenen Woche lesen. Das war, als wäre in Paris die Hölle der bösesten Leidenschaften losgelassen, als wäre eine See entfesselt und sie müßte ihre Opfer verschlingen. Der Eine wollte aus dem Wuthgeheul der Demonstranten den unheimlichen Ton der Bestie im Menschen herausgehört haben, der Andere säßte den heißen, leuchtenden Athem brünstiger Leidenschaft und Blutgier. Und der Erfolg all dieser unbeschreiblichen Aufregungen? Ein paar Mauerereien und das ewiggleiche Straßengeschrei, das am Ende zum Sport wird. Was eine wirklich tobende, wirklich aufgewühlte Straßensmenge verrichten kann, trotz Polizei, trotz Militärgewalt und Standrecht, das konnte man bei den terroristischen Vorfällen in Prag sehen. Also möge man drum angesichts der Pariser Ereignisse kühleres Blut behalten und nicht so bierestrig von der totalen Debauche, von dem erschütternden Krach in dem alten Kulturmittelpunkt Paris sprechen. Es war nicht die Hölle gegen den Himmel losgelassen, und es kämpften nicht lichte Erzengel gegen finstere Dämonen. Die Frage: Wo ist die Wahrheit? war unbequem geworden. Der aufgestörte Bourgeois wollte seine Ruhe, sein Vertrauen nicht verlieren. Darum wurde der Fragesteller von nervös unlustigen Menschen wie eine unangenehme Last empfunden. Er hat seine Strafe weg; die Straßendemonstranten haben ihr billiges Vergnügen gehabt; und für ein Weibchen kann man sich wiederum aus's Ohr legen und schnarchen.

Als ob man die lästigen Mahner nicht aller Orten gleichmäßig behandelte; selbst inmitten einer Körperschaft von gleichberechtigten Mitgliedern ist es nicht anders. Wer Mahnungen vorbringt, wird von den Erbpächtern der Macht niemals mit Liebe empfangen und ans Herz gedrückt werden. Wenn über militärische Behörden verhandelt wird, so spricht der Kriegsminister im Reichstag wegwerfend von den Herren „Genossen“; und Herr v. Stumm gar im hochbegeisterten Bewußtsein seiner Größe verbitet es sich, von einem sozialdemokratischen Parlamentarier Herr Kollege genannt zu werden. So ganz ernsthaft ist seine Entrüstung, daß er nicht einmal merkt, welche Komik es erwecken muß, wenn man sich an das Verbot nicht kehrt. Eine ohnmächtige Grandezza wirkt immer erheiternd.

In dem Lande der Magyaren, in dem neuesten Kulturland, wird mit den lästigen Mahnern überhaupt ganz kurzer Prozeß gemacht. Wo die rollende Freieigenschaft herrscht, und wo die Erinnerungen an patriarchalische Gerichtsweisen mit dem Prügelstock in der Korporalsfaust noch lebendig sind, liebt man die derbe Einfachheit. Seit Jahren bricht bald hier, bald dort im Lande eine agrarische Revolte aus, die durch Hungerlöhne veranlaßt ist. Wer diese Zeichen verfolgt, kann keinen Augenblick im Zweifel sein, daß diese vulkanischen Massenerscheinungen einen Grund, eine Wurzel haben. Das weiß man bei den Nachhabern in Ungarn gewiß auch Allein: „Thema ist verboten“, so gut im starren Rußland, wie im „ritterlich freien Ungarn.“ Man soll nicht untersuchen, woher die Mißstände kommen. Wer erst untersucht, ist der verhasste Feind der Gesellschaft. Er ist der Hezer und Verführer. Die Hungerrevolte wird durch Soldatengewalt unterdrückt, und nachdem so die Gewehre „pazifiziert“ hatten, die Ruhe wieder hergestellt war, geht man gegen die lästigen Mahner vor. Man nimmt sie scharf aufs Korn, die sozialistisch Verdächtigen. Sie werden ausgewiesen, wenn sie lästige Fremde sind, und abgeschoben, wie die Landstreicher, wenn sie in Ungarn heimisch, aber nicht an ihrem Geburtsort ansässig sind. Sie werden fürs Verbrecheralbum photographirt wie die Gemein-schädlinge, und die Photographien werden allen Panduren und Gendarmen im Lande übergeben, damit sie sich der Hezer versichern können, wo immer die Niederträchtigen auftreten mögen. Und wenn so alle Verdächtigen nach einander „abgeschoben“, die noch Verdächtigeren absonterseit werden, wird der verdamnte Hunger unter den proletarischen Landbauern endlich aufhören? Zunächst für den Sommer wohl, wo's Arbeit genug giebt. Dann aber kommt der Winter und mit ihm der periodisch wiederkehrende Mangel. Dann wird es aufs neue zu irgend einem Hungerkatastrophe kommen, aufs neue werden die Soldatenbataillone einmarschieren, und wiederum wird man ein paar andere Hezer und Volksverführer hin und her durch Ungarn „abschieben“.

Das nennt man dann politische Wachsamkeit; und die ungarischen Kulturträger hören nichts lieber, als wenn man sie eine eminent politische Klasse nennt. Ja, ja, die Politik ist eine schwere Kunst; und wahre Meisterstücke sind es, die jetzt vom herrschenden Bürgerthum Ungarns im Kampf gegen den Sozialismus vollführt werden.

Kleines Feuilleton.

— Auch eine Erinnerung an die Schulzeit. Man sieht hiezuweilen Photographien mit der Ueberschrift: „Erinnerung an die Schulzeit.“ Es liegt so etwas eigenthümlich Verhaltens darin: Wändiger und Gebändigte. So eine Erinnerung an die Schulzeit war es auch, als der Sohn meiner Wirthin, ein Schloffergeselle, im Humboldtthain an einem frostigen Wintertage seinen früheren Schullehrer so recht einsam traf.

Rechts — links! fassen ein paar gehörige Ohrfeigen.

„Das für damals!“

Und fort war er.

Das damals war ein Jahr, in dem es jeden Tag mehrere Male Siebe sehte, Siebe mit dem Mohrstock auf die zusammengehaltenen Fingerpfeiler, „Nahenpfötchen“ ist die liebliche Benennung. Und das ohne jede Veranlassung, mehr so zum Sport: „Der fühlt nichts, den kann man schlagen, was man will.“ So eine Art Casarenallüren — alles, nur keine Erziehung! — P. H.

— Die Gefährlichkeit der oberirdischen Starkstromleitungen. Bei den Schneefällen vom 4./5. und 18./19. d. M. ist in der Schweiz eine sehr große Anzahl Telephondrähte gerissen, und abgesehen von den Störungen im Telephon- und Tram-Verkehr, sind auch Unfälle vorgekommen. Diese Unfälle sind entstanden, weil abgerissene Telephondrähte auf elektrische Starkstromleitungen fielen und infolge Kurzschlusses der Starkstrom in den Telephon-drähten weitergeleitet wurde. Von solchen Unfällen sind allein aus St. Gallen und Umgebung folgende bekannt geworden: 1. Am 5. d. fiel in Allstätten ein abgerissener Telephondraht zugleich einerseits auf die Starkstromleitung der elektrischen Straßenbahn und andererseits auf einen eidgenössischen Telegraphendraht. Der Starkstrom ging in die eidgenössische Telegraphenleitung über und wurde infolge einer Drahtverwicklung zwischen Allstätten und Au auf den Telegraphendraht der W. S. B. übergeleitet. Auf dem Bahnhof Au trat eine Zerstörung des Telegraphen-Apparates ein; der telegraphirende Bahnbeamte erhielt einen heftigen Schlag und wurde umgeworfen. — 2. Am 18. d. haben in St. Gallen abgerissene Telephondrähte, die auf die Starkstromleitung des städtischen Trams fielen, zwei Pferde berührt und zu Boden geschlagen. — 3. Am 19. d. haben zwei hiesige Telephonarbeiter aus der gleichen Ursache die Hände verbrannt. — 4. Der Brand des Telegraphengebäudes in Morschach wird dem Umstande zugeschrieben, daß abgerissene Telephondrähte auf die Starkstromleitung für die elektrische Beleuchtung fielen. Diese kamen infolge dessen zum Glücken und entzündeten den Dachstuhl. Es ist nur einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß niemand auf den Straßen von einem solchen Unfall betroffen worden ist. —

Literarisches.

— Einen Begriff von dem literarischen Erfolge der Schriften Zola's giebt folgende Zusammenstellung: „Das Glück des Hauses Rougon“ ist bis zum 33. Tausend gelangt;

„Der Bauch von Paris“ hat deren 40 gehabt, „Die Er-oberung von Blassons“ 33, „Das Verbrechen des Abbé Mouret“ 49, „Ezzellenz Rougon“ 30, „Der Todtschläger“ 139, „Von der Liebe“ 88, „Nana“ 182, „Der Kochtopf“ 88, „Zum Glück der Damen“ 68, „Die Lebensfreude“ 51, „Germinal“ 99, „Das Werk“ 59, „Die Erde“ 123, „Der Traum“ 99, „Die Bestie im Menschen“ 94, „Das Geld“ 86, „Der Zusammenbruch“ 190, „Doktor Pastal“ 88, „Bourdes“ 143, „Rom“ 100. —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Sonnabend das Schauspiel „Gewissen“ von „“ zum ersten Male ausgeführt.

Es ist nicht hübsch von dem Kreuzelschreiber, daß er nicht angiebt, sein Schauspiel sei der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ von Otto Ludwig nachgebildet; und noch weniger hübsch ist es, daß er die Meister-Erzählung, die vor ein paar Jahren in der „Neuen Welt“ abgedruckt war, nicht unangefastet ließ. Otto Ludwig war selbst Dramatiker von ungewöhnlicher Begabung und hat viel und ernsthaft über das Wesen dramatischer Kunst nachgedacht. Er wußte, was er that, als er seine Schilderung aus kleinstädtischem Handwerkerleben in die epische Form goß. Wie man aber heutzutage in den Gasthäusern die preussisch-deutsche Reichstunke hat, die man dem geschmorten Rindfleisch so gut beifügt, wie dem Schweinebraten oder einer Gänseleule: so begnügen die preussisch-deutschen Kunstbarbaren von heute jeden Stoff mit der theatralischen Saure.

Unser Theater ist verweibet: das heißt, im allgemeinen ist es nach den Bedürfnissen der Durchschnittsfrau gemodelt, die von öffentlichen und Lebensfragen ferngehalten wird. So hat denn auch der ungenannte Kreuzelschreiber sich mehr an die Liebes- und Intriguen-Geschichte gehalten, die zur Hauptsache für den abgestempelten Normal-Weiber- und Familiengeschmack gemacht und die kraftvoll gedrungene, klar anschauliche Schilderung aus dem Arbeitsleben „zwischen Himmel und Erde“, die als saubere Kunstarbeit jeden Kenner ergötzen muß, fallen lassen. So haben wir denn eine Geschichte von zwei Brüdern erhalten, zwischen denen das engelhafte Weib steht. Der eine ist schwarz, wie Franz, die Kanaille, der andere ist gar so lieb und süß; und den dunkeln holt der Teufel; dem süßen winkt aber das herrlichste Paradies, das im Theater für verweibte Romantiker denkbar ist: Er wird Ehegatte, glücklicher Ehegatte, dreimal glücklicher Ehegatte.

Doch genug über den literarischen Unfug. Ob zehn Duzend deutscher Hausfrauen mehr oder weniger ihre Freude darüber beklunden, daß ein braver Burche auch auf Erden belohnt wird, wie sich's gebührt, wird die Leser des „Vorwärts“ wenig interessieren. — f.

Musik.

—er- Konzerte. Mit der „Symphonie fantastique“, welche das 9. philharmonische Konzert eröffnete, hatte der 29jährige Hector Berlioz bereits seine feurigen koloristischen Talente, die stürmische Heißbarkeit seiner Empfindungen und die spädweisende Leuchtkraft seines instrumentalen Ausdrucks charakteristisch offenbart. Die rein melodiose Erfindung ist ihm wohl schon in dieser fünfjährigen Symphonie mehr thematischer Zwang als Sprache glücklicher Eingebung, aber die aus dem Grundgedanken des Werkes emporwachsenden Sensationen eines jungen Künstlers, auf dessen Liebe erst die störrigsten Leidenschaften einwirken, dann wieder verträumte Stimmungen pastoraler Melancholie beruhigenden Einfluß gewinnen und schließlich die durch Opiumgenuß herbeigeführten Visionen der eigenen Hinrichtung vernichtend einwirken — diese Gefühlsexplosionen und nebulösen Stimmungen gingen aus dem Genie des jungen Franzosen als Produkte einer theils ins Abenteuerlichste und Miesenhafteste schweifenden Phantasie, theils einer hinter alle Schleier blickenden Orchestertechnik hervor. Die musikalische Moderne ist in ihren raffinierten Farbenmischungen nicht über die Palette Berlioz' hinausgekommen, steht ihm jedoch an wahrer und glänzender Größe der künstlerischen Persönlichkeit weit nach. Auf das musikrevolutionäre Tonstück des Meisters folgte dessen hochbegabter Jünger Tschaiowsky mit dem C-moll-Klavierkonzert. Romantisches Pathos, gesunder Naturalismus, permanente Fülle von Farben und Formen, das ist die Quintessenz dieses Konzertes, dessen Klavierpart von Ossip Gabrilowitsch mit schwingvoller Virtuosität und mit jener plastischen Anschlagart interpretirt wurde, welche die Erinnerung an Anton Rubinstein wieder aufleben ließ. Der Schluß bildete eine G-dur-Symphonie von Haydn, die frische Heiterkeit, die köstliche Melodienbildung und reizvolle Feinheit der Kontrapunkte selbst! Kapellmeister Niksch und seine Schaar wurden mit sicherem Geschick und lebhaftem Temperament ihren vielgestaltigen Aufgaben gerecht. — Ein keineswegs geistig durchgebildeter Pianist ist Herr Günther Freudenberg, der Höhepunkte der Klavierliteratur, wie die C-moll-Sonate (Op. 111) von Beethoven und die C-dur-Phantasie Schumann's, vom Standpunkte eines sehr geschwinden Handgelenkes aus traktirte. Das ständhafte Ueberleben der Zeitwaße, das nur einer unächtern Seele Befriedigung gewähren kann, machte auch die Ueberwindung der Schwierigkeiten der Liszt'schen Don Juan-Phantasie nicht anstaunenswürdig. — Im Konzerte der Frau Scheres Friedenthal trat dagegen bei aller Beobachtung des rein Mechanischen doch viel modulatorischer Feinsinn und ungezwungene Kraft des Vortrages hervor. Sie spielte Chopin, Schumann, Mendels-

sohn und Biszt. Ihr Widerpart und pianistischer Gefinnungs- genosse ist der Budapestier Buttikay, für den die Musik keinen anderen Zweck zu haben scheint, als an den Grenzen des Mannlichen stets zu reizen und alle anderen Erfordernisse künstlerischer Beredsamkeit vernachlässigen zu können. Der Herr spielte gewissermaßen außerhalb der Natur und Wahrheit der vorgetragenen Stücke, man bekam nur physiognomielosen technischen Aufwand zu hören. — Von den Gesangsvertretern dieser Woche kann nur die Mezzosopranistin Dora Köhler Anspruch machen, von einer ernsthaften Kritik beurtheilt zu werden. Ihr Organ ist in vernünftiger Schule erzogen, aber über eine theatrale Oberflächlichkeit ist der Ausdruck ihres Innenlebens nicht emporgewachsen. —

Kunst.

— Für die „Große Berliner Kunst-Ausstellung 1898“ sind zur Förderung der deutschen Künstler auf dem Gebiete der Klein-Plastik aus öffentlichen Mitteln 10 000 M. zur Verfügung gestellt worden. Aus diesem Fonds sollen figürliche Bronzen angekauft oder, wenn nur die Modelle ausgestellt sind, deren Ausführung in Bronze erzwungen werden. — Ferner wird die Vereinigung Berliner Architekten mit einer gemeinschaftlichen Ausstellung hervortreten, bei der auf die künstlerische Anordnung ein besonderer Werth gelegt werden soll. —

Hygienisches.

— Eine eigenartige Krankheit des Brotes, die sich darin äußert, daß das Brot schleimig und fadenziehend wird, ist neuerdings genauer erforscht worden. In Wien beobachteten Kretschmer und Nienslowicz diese eigenthümliche Erkrankung zuerst in Grahambroten. Diese waren im Innern gewöhnlich an einer, selten an mehreren Stellen von verschiedenem Umfange in eine bräunliche, klebrige, fadenziehende Masse von eigenthümlichem Gerüche umgewandelt. An der Luft trockneten die Stellen allmählig ein, ohne weiter an Umfang zuzunehmen; sie wurden dann bald von Schimmelpilzen überwuchert. Im Jahre 1890 sah Apotheker Witte in Bülow in Mecklenburg an Roggenfeinbrot eine ähnliche Veränderung, bei der Professor Uffelmann neben zahlreichen Schimmelpilzen in der Krume röthlichbraune oder braune Inseln von der Größe eines Stecknadelkopfes bis zu der einer Linse feststellte, die klebrig und fadenziehend waren. Die bräunliche Masse bestand in der Hauptsache aus Dextrin und Gummi, Stärkemehl, Zucker, geringen Mengen Pepton und Bakterien, und zwar sogenannten Kartoffelbakterien. Auch in anderen Orten Deutschlands ist diese merkwürdige Brotkrankheit bisher schon beobachtet worden, z. B. in Nürnberg an Grahambroten und in Hamburg. Hier kamen in den letzten 3 Jahren 16 Brote aus verschiedenen Bäckereien im hygienischen Staatsinstitut zur Untersuchung, die sämmtlich die Eigenschaft des Fadenziehens hatten. Es handelte sich um Weizen-Feinbrote, Graubrote aus Roggen- und Weizenmehl, Schwarzbrote und um ein „Vechnährbrot“, das aus Roggen- und Weizenmehl unter Zusatz von abgebrühten Erbsen hergestelltes war. Auch in Mehl sah Dr. M. Holz dieselbe Krankheit an hausbackenem Brot; die ganze Krume war außerordentlich klebrig, so daß sich beim Durchbrechen und Auslassen lange spinnwebenartige Fäden bildeten. Nach den Untersuchungen von Dr. J. Vogel verursachen diese unter dem Namen des „Fadenziehens“ bekannt gewordene Brotkrankheit bestimmte zur Gruppe der Kartoffelbazillen gehörige Kleinwesen, deren Sporen die Hitze des Backofens überleben, bei geeignetem Feuchtigkeitsgehalt des Brotes austreten und eine Peptonisirung des Klebers bewirken. Sauerteigbrot widersteht der Krankheit nicht, so lange das Brot etwas feucht ist. Bei manchen Personen löst fadenziehendes Brot Leibschmerzen und Durchfälle aus, bei jungen Hunden rief es ebenfalls leichte Durchfälle hervor. Die Keime sitzen jedenfalls schon an der Oberfläche der Weizen- und Roggenkörner, gehen dann beim Mahlen in das Mehl über und entwickeln sich hernach im Brotteig. —

Astronomisches.

t. Sind alle Fixsterne Zentralsonnen? Man betrachtet im allgemeinen unsere Fixsterne alleammt als Körper, welche dem Rang nach unserer Sonne gleichen, also selbst Sonnen sind, welche eigenes Licht ausstrahlen und vielleicht sämmtlich Planeten als Trabanten an ihre Bahn fesseln, denen sie ihr Licht spenden. Aber es ist doch eine Frage, ob man nicht unter den Fixsternen unseres Himmels auch solche Planeten aus anderen Weltssystemen sieht, die also nicht eigenes Licht ausstrahlen, sondern nur fremdes wiederstrahlen. Die Zahl solcher Planeten unter den sogenannten Fixsternen unseres Himmels ist vielleicht sogar eine recht bedeutende, wir können das schließen aus den periodischen Verdunkelungen, welche gewisse Sterne darbieten und welche von leuchtenden Körpern herzurühren scheinen, um die sich solche Sterne bewegen. Während der Jahre 1896/97 wurden an der Sternwarte des amerikanischen Astronomen Lowell im Felsengebirge ein halbes Duzend von Himmelskörpern beobachtet, die eine der wesentlichsten Eigenschaften der Planeten zu besitzen schienen, indem sie dunkle Körper sind, die nur durch Bestrahlung anderer leuchtender Gestirne Licht empfangen. Unseres Wissens kann die Astronomie die Frage, ob einige unter den Fixsternen wirklich als Planeten zu betrachten sind, und wie viele von ihnen unter diese

Klasse von Gestirnen zu rechnen sein würden, noch gar nicht beantworten. Es ist soviel bekannt, daß es auch unter den Fixsternen gewisse Systeme giebt, die entweder aus mehreren Sonnen oder vielleicht auch aus einer Zentralsonne und Trabanten bestehen, inwiefern aber solche Trabanten, wenn sie für unser Auge überhaupt sichtbar sind, den Charakter von Planeten besitzen, das ist ungewöhnlich schwer zu entscheiden. Diejenigen Trabanten und Fixsterne, deren Vorhandensein durch Rechnung nachgewiesen ist, sind dunkle Körper, deren planetarisches Licht jedenfalls dazu nicht ausreicht, um mit unseren Fernrohren wahrgenommen zu werden. —

Humoristisches.

— Gemüthlich. Polizist (in ein Restaurant tretend, zum Wirth): „Möchten Sie so freundlich sein um mir die neiste Nummer von den „Feiergugeln“ geb'n — ich muß se gonfäss'ig'n!“ — Wirth: „Ja, die hat längst ein Gast mit nach Hause genommen!“ — Polizist: „Säh'n Se, das hatt' ch m'r gedacht!“ — Abrobob! Hamm Se denn das Bild gefäh'n, deffentwegen die Nummer gonfäss'ig't wär'n muß? Mich? Nu, da gucken Se mal her: hier is es. Hibsch gezeichnet, nich wahr, un ä ganz famoser Wib, he? Uwer — naderlich — nu Sie versteh'n mich schon! . . . Also Sie hamm die Nummer nich mehr? Na denn adje. Vielleicht bast's ä ander Mal besser!“ —

— Zarte Behandlung. Gast (zur Wirthin, welche soeben einen betrunkenen Bauer vor die Thür geworfen): „Aber, Frau Wirthin, das ist eigentlich keine weibliche Beschäftigung, sich mit betrunkenen Bauern herumzuschlagen! Das könnte Ihr Mann besser besorgen!“ — Wirthin: „Bleiben S' mir weg mit dem! Wissen's, der versteht nicht, mit seinen Gästen umzugehen — der wird immer gleich grob!“ —

— Der Pantoffelheld. Richter: „... Sie sollen mit dem Hauschlüssel zugeschlagen haben!“ — Angeklagter (empört): „Das ist nicht wahr... ich bin verheirathet!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Vom Ober- und Mittelrhein, vom Mosel- und Saargebiet, sowie aus den Alpen werden gewaltige Schneefälle gemeldet. Der Fernsprechverkehr ist in diesen Gebieten größtentheils gestört; durch Schneeverwehungen sind große Verkehrsstörungen herbeigeführt. Für die nächsten Tage wird Hochwasser befürchtet, einzelne kleinere Flüsse sind bereits über die Ufer getreten. — Auch in Kanada haben furchtbare Schneestürme gewüthet. Der Eisenbahnverkehr ist dort fast ganz eingestellt. In Quebec begrub eine Lawine zwei Häuser. Vier Personen fanden dabei ihren Tod. —

— In Hasselfelde (Braunschweig) ist das epidemische Auftreten der Genickstarre konstatiert worden. Zwei Schüler sind der Krankheit bereits erlegen. Die Schulen wurden geschlossen. —

— In Odenkirchen stürzte ein Färber in einen mit siedender Farbbrühe gefüllten Bottich. Der Mann arbeitete sich zwar wieder heraus, war aber so verbrüht, daß er sterben mußte. —

— In Goldscheuer erschoss sich der 83jährige Friedr. Krämer, ein 1848er Kämpfer, am Grabe seiner Frau aus Lebensüberdruß. —

— In Genf ist man einer „Engelmacherin“ auf die Spur gekommen. Sie hatte eine Anzahl ihr zur Pflege anvertrauter Kinder bei seite geschafft; die Leichen wurden zum theil im Ofen verbrannt. —

— Der Sultan erlaubte der preussischen Museumsverwaltung die Ausgrabung von Milet. —

— Die größte Schule der Welt ist die jüdische Schule in Whitechapel (London). Sie zählt 3500 Schulkinder und besitzt 100 Lehrer. Die Kinder rekrutiren sich aus den allerärmsten jüdischen Familien des Ostends. —

— Die Einfuhr italienischer Südfrüchte nach Deutschland ist in den letzten Jahren fortwährend gestiegen. Im Jahre 1897 wurden 358 889 Doppelzentner eingeführt, gegen 285 586 Doppelzentner im Jahre 1896 und 249 835 Doppelzentner im Jahre 1895. Diese Steigerung ist in der Hauptsache auf den Umstand zurückzuführen, daß der Absatz italienischer Südfrüchte nach den Vereinigten Staaten insofern der dortigen Pöllerhöfungen eine bedeutende Abnahme erfahren hat. —

— Am 1. Februar schuldeten in Spanien städtische und Provinzialbehörden den Volksschullehrern an rückständigen Gehältern in der Provinz Guenca 1 214 146 Pesetas, in Malaga 1 201 845, in Granada 838 000 Pesetas u. s. f. Nur die drei baßischen Provinzen haben keine Rückstände aufzuweisen. —

— An der Küste von Nantucket ist ein englisches Schiff untergegangen. 15 Mann sind ertrunken. —

— Seit Freitag wüthet eine große Feuerzbrunst in den amerikanischen Tabakpflanzungen bei Louisville. Der Schaden wird auf eine Million Dollars geschätzt. —

— In Klondyke ist wieder eine Anzahl von Goldgräbern durch Hunger und Frost um's Leben gekommen. In Deea erfroren zehn, in Stagway sieben Goldsucher, denen es an Nahrungsmitteln und Brennholz mangelte. —